

WEITERE TITEL VON PANINI

ASSASSIN'S CREED: DIE BRUDERSCHAFT

Der offizielle Roman zum Game *Assassasin's Creed: Brotherhood*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2236-8

ASSASSIN'S CREED: RENAISSANCE

Der offizielle Roman zum Game *Assassasin's Creed 2*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2235-1

ASSASSIN'S CREED: DER GEHEIME KREUZZUG

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2436-2

ASSASSIN'S CREED: REVELATIONS – DIE OFFENBARUNG

Der offizielle Roman zum Game *Assassasin's Creed: Revelations*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2437-9

ASSASSIN'S CREED: FORSAKEN – VERLASSEN

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2610-6

ASSASSIN'S CREED: BLACK FLAG

Der offizielle Roman zum Game
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2700-4

ASSASSIN'S CREED: DER UNTERGANG – COMICBAND 1

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-093-6

ASSASSIN'S CREED: THE CHAIN – COMICBAND 2

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-416-3

ASSASSIN'S CREED: BRAHMAN – COMICBAND 3

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-973-1

Infos zu weiteren Romanen und Comics unter:
www.paninicomics.de



ASSASSIN'S — CREED — UNITY

Oliver Bowden

Aus dem Englischen
von Timothy Stahl

panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.*



Englische Originalausgabe:

„ASSASSIN’S CREED: Unity“ by Oliver Bowden, published by Penguin Books, London, England, November 2014.

Copyright © 2014 Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved. Assassin’s Creed, Ubisoft and the Ubisoft logo are trademarks of Ubisoft Entertainment in the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Timothy Stahl
Lektorat: Robert Montainbeau
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8332-2893-3
1. Auflage, November 2014

Auch als E-Book erhältlich:
ISBN 978-3-8332-2990-9
www.paninicomics.de

AUSZUG AUS
DEM TAGEBUCH VON
ARNOLD DORIAN

12. September 1794

Auf meinem Schreibtisch liegt ihr Tagebuch, die erste Seite aufgeschlagen. Mehr hatte ich nicht zu lesen vermocht, bevor mir eine Flut aufwallender Gefühle den Atem verschlug und Tränen meine Augen füllten und der vor mir liegende Text verschwamm. Die Erinnerungen an sie hatten mich überwältigt – Erinnerungen an das schelmische Kind, das Verstecken spielte; an die Unruhestifterin, die ich im Erwachsenenalter kennen- und lieben gelernt hatte, der das rote Haar lockig über die Schultern fiel und deren tiefgründige Augen unter dunklen, glänzenden Wimpern hervorsahen. Sie besaß die Balance einer perfekten Tänzerin und einer Meisterin im Schwertkampf. Unter den begehrlischen Blicken eines jeden Mannes glitt sie ebenso ungezwungen über das Palastparkett, wie sie sich im Kampfe schlug.

Hinter diesem Blick aber verbargen sich Geheimnisse. Geheimnisse, die zu entdecken ich im Begriff war. Ich nehme ihr Tagebuch wieder auf, möchte Hand und Fingerspitzen auf die offene Seite legen, die Worte streicheln und spüren, dass dort ein Teil ihrer Seele liegt.

Ich fange an zu lesen.

AUSZÜGE AUS
DEM TAGEBUCH VON
ÉLISE DE LA SERRE

9. April 1778

I.

Mein Name ist Élise de la Serre. Ich bin zehn Jahre alt. Mein Vater heißt François, meine Mutter Julie, und wir leben in Versailles – im glanzvollen, schönen Versailles, wo prachtvolle Bauten und stattliche Châteaux im Schatten des großen Palasts liegen; in Versailles mit seinen Lindenalleen, seinen schillernden Seen und Brunnen und seinen tadellos beschnittenen Sträuchern und Bäumen.

Wir sind Adelige. Wir zählen zu den Glücklichen. Den Privilegierten. Zum Beweis brauchen wir nur die zwanzig Kilometer lange Straße nach Paris zu nehmen. Diese Straße wird von darüber hängenden Öllampen beleuchtet, denn in Versailles benutzen wir welche. In Paris jedoch behelfen sich die Armen mit Talgkerzen, und der Rauch der Talgfabriken liegt wie ein Leichentuch über der Stadt und verschmutzt den Leuten die Haut und erstickt ihnen die Lungen. In Lumpen gekleidet und den Rücken gekrümmt von entweder dem Gewicht tatsächlicher Lasten oder der Bürde ihres Kummers schleichen die Armen von Paris durch Straßen, in die nie Licht zu fallen scheint. Die Gassen gleichen offenen Kloaken, überall fließen Schlamm und menschliche Ausscheidungen und verschmieren die Beine jener, die unsere Sänften, die Portechaisen, tragen, wenn wir diese Straßen passieren und mit großen Augen hinausstarren.

Später fahren wir dann mit vergoldeten Kutschen zurück nach Versailles und kommen vorüber an Gestalten auf den Feldern, die

in Nebel gehüllt wie Geister aussehen. Diese barfüßigen Bauern bestellen die Felder der Adeligen und müssen Hunger leiden, wenn die Ernte schlecht ist; sie sind buchstäblich Sklaven der Landbesitzer. Daheim lausche ich den Geschichten meiner Eltern darüber, wie diese Leute nachts wach bleiben müssen, um mit Stöcken nach den Fröschen zu schlagen, deren Quaken die Landbesitzer im Schlaf stört und wie sie Gras essen müssen, um am Leben zu bleiben. Unterdessen gedeihen die Adeligen, befreit von Steuerzahlungen und vom Militärdienst und verschont von der Demütigung des Frondienstes, der sie eigentlich verpflichten würde, einen Tag lang unentgeltlich auf den Straßen zu arbeiten.

Meine Eltern sagen, Königin Marie Antoinette streife durch die Flure, Ballsäle und Vestibüle des Schlosses und ersinne neue Möglichkeiten, ihr Kleidergeld auszugeben, derweil ihr Gatte, König Ludwig XVI., sich auf seinem überdachten Throne, dem *lit de justice*, rekele und Gesetze erlasse, die das Leben der Adeligen auf Kosten der Armen und Hungernden bereicherten. Und sie munkeln, dass derlei Treiben eine Revolution schüren könne.

II.

Es gibt einen Ausdruck, der den Moment beschreibt, in dem man plötzlich etwas begreift, das einem vorher noch ein Rätsel war. Das ist der Moment, „in dem der Groschen fällt“.

Als kleines Kind kam es mir nie in den Sinn, mich darüber zu wundern, weshalb ich Geschichte lernte und nicht Etikette, Benimm und Haltung. Ich fragte mich nicht, warum Mutter sich nach dem Abendessen zu Vater und den Krähen gesellte und, die Stimme erhoben, mit ebensolchem Nachdruck widersprach und debattierte, wie sie es taten. Es verdutzte mich nicht, dass sie nicht im Damensattel ritt und nie eines Stallburschen bedurfte, der ihr das Pferd hielt. Und es kam mir auch nie merkwürdig vor, dass sie so wenig Zeit auf Mode und den Klatsch bei Hofe verwandte. Kein einziges Mal dachte ich daran, die Frage zu stellen, weshalb meine Mutter nicht so war wie andere Mütter. Nicht, bis der Groschen fiel.

III.

Natürlich war sie schön und stets gut gekleidet, aber sie vergeudete keine Zeit damit, sich so herauszuputzen, wie es die Damen bei Hofe taten, über die sie nur die Lippen schürzte und abfällig sprach. Ihr zufolge waren sie besessen von ihrem Aussehen und ihrem Status.

„Die würden eine Idee nicht einmal dann als solche erkennen, wenn sie zwischen den Augen davon getroffen würden, Élise. Versprich mir, dass du nie so enden wirst.“

Faszinierend. Ich wollte mehr darüber wissen, wie ich nie enden sollte, und nutzte meinen Lausch- und Aussichtsposten am Rocksäum meiner Mutter, um diese ihr so verhassten Frauen auszuspionieren. Was ich sah, waren zugepuderte Klatschbasen, die vorgaben, ihren Männern treu ergeben zu sein, während ihre Blicke über den Rand ihrer Fächer hinweg durch den Raum schweiften und nach arglosen Liebhabern Ausschau hielten, die sie sich schnappen konnten. Ungesehen blickte ich hinter die gepuderten Masken, wenn ihnen das spöttische Lachen auf den Lippen erstarb und der Hohn in ihren Augen erlosch. Dann erkannte ich, wie sie wirklich waren, voller Furcht nämlich. Sie fürchteten, in Ungnade zu fallen. Auf der gesellschaftlichen Leiter abwärtszurutschen.

So war Mutter nicht. Zum einen kümmerte sie nichts so wenig wie Tratsch. Auch sah ich sie nie mit einem Fächer. Sie hasste Puder, und sie hatte absolut keine Zeit für Schönheitsflecken, die mit Holzkohle aufgemalt waren, und für Alabasterhaut; ihr einziges modisches Zugeständnis waren Schuhe. Darüber hinaus achtete sie nur aus einem einzigen Grund auf ihr Benehmen – der Schicklichkeit wegen.

Und zum anderen war sie meinem Vater ganz ergeben. Sie stand ihm bei – an seiner Seite jedoch, nie hinter ihm –, sie unterstützte ihn und war ihm unerschütterlich treu.

Mein Vater hatte Berater, Messieurs Chretien Lafrenière, Louis-Michel le Peletier, Charles Gabriel Sivert sowie Madame Levesque. Ich nenne sie die „Krähen“, weil sie genau so aussahen in

ihren langen schwarzen Mänteln, mit ihren dunklen Filzhüten und Augen, die nie lächelten, und ich bekam häufig mit, wie Mutter Vater gegen sie verteidigte, ihm ohne Rücksicht auf Verluste den Rücken stärkte, ungeachtet dessen, was sie hinter verschlossenen Türen zu ihm sagte.

Aber es ist lange her, seit ich sie zuletzt mit Vater diskutieren hörte.

Sie haben gesagt, dass sie heute Nacht sterben könnte.

10. April 1778

I.

Sie überlebte die Nacht.

Ich saß auf ihrer Bettkante, hielt ihre Hand und sprach mit ihr. Eine Weile gab ich mich dem Irrglauben hin, dass ich es war, die sie tröstete – bis sie den Kopf drehte und mich mit trüben, aber in der Seele forschenden Augen ansah und mir bewusst wurde, dass es andersherum war.

Es gab Momente in der vergangenen Nacht, da blickte ich zum Fenster hinaus und sah Arno unten auf dem Hof, und ich beneidete ihn darum, wie er so blind sein konnte für die Sorge, die nur ein paar Meter von ihm entfernt bittere Wirklichkeit war. Natürlich weiß er, dass sie krank ist, aber Tuberkulose ist nun einmal weitverbreitet, und der Tod hält täglich Ernte, auch hier in Versailles. Und er ist kein de la Serre. Er ist unser Mündel und mithin nicht eingeweiht in unsere tiefsten, dunkelsten Geheimnisse, so wenig, wie er an unserem intimsten Schmerz teilhat. Zudem kennt er die Situation kaum anders, seit er hier ist. Für Arno ist Mutter ein fernes Wesen, um das man sich in den oberen Etagen des Châteaus kümmert; für ihn wird sie einzig durch ihre Krankheit definiert.

Mein Vater und ich teilen unseren inneren Aufruhr stattdessen mittels heimlicher Blicke. Nach außen hin tun wir so, als wäre Schmerz für uns etwas ganz Normales und als hätten zwei Jahre voller bitterer Diagnosen unseren Kummer gelindert. Unsere

Trauer ist ein weiteres Geheimnis, das wir vor unserem Mündel verbergen.

II.

Wir nähern uns dem Moment, in dem der Groschen fiel. Und wenn ich mir den ersten Zwischenfall in Erinnerung rufe, das erste Mal, da ich mich wirklich über meine Eltern und insbesondere Mutter zu wundern begann, dann denke ich daran wie an einen Wegweiser auf der Straße zu meiner Bestimmung.

Es war im Kloster. Ich war erst fünf, als ich eintrat, und meine Erinnerungen daran sind alles andere als vollständig. Eigentlich sind es nur Eindrücke: lange Bettenreihen, eine vage, aber irgendwie zusammenhanglose Erinnerung an einen Blick durch ein von Frost gesäumtes Fenster auf Baumwipfel, die aus wabernden Nebelschwaden aufragten, und ... die Mutter Oberin.

Gebückt gehend und stets bitter war die Mutter Oberin bekannt für ihre Grausamkeit. Sie spazierte durch die Klostergänge und trug dabei ihren Stock auf den flachen Händen vor sich her, als präsentierte sie ihn bei einem Bankett. In ihrem Arbeitszimmer lag er auf ihrem Schreibtisch. „Du bist dran!“, sagten wir damals immer, und eine Zeit lang war immer ich dran, denn sie hasste mein Bestreben, fröhlich zu sein, missgönnte mir mein stetes Lachen. Mein glückliches Lächeln bezeichnete sie als Grinsen. Der Stock, sagte sie, werde mir das Grinsen schon aus dem Gesicht wischen.

Damit hatte die Mutter Oberin recht. Das tat der Stock. Für eine Weile.

Und eines Tages kamen Mutter und Vater, um mit der Mutter Oberin zu sprechen – worüber, weiß ich nicht –, und auf Bitten meiner Eltern wurde ich hinzugerufen. Im Arbeitszimmer drehten sich meine Eltern auf ihren Stühlen um und begrüßten mich, und die Mutter Oberin erhob sich hinter ihrem Schreibtisch, den üblichen Ausdruck unverhohlener Verachtung im Gesicht, auf den Lippen die stumme Missbilligung meiner vielen Verfehlungen.

Wäre Mutter allein gekommen, hätte ich mich nicht so förmlich

verhalten. Ich wäre zu ihr gerannt und hätte gehofft, zwischen den Falten ihres Kleides hindurch und in eine andere Welt schlüpfen zu können, irgendwohin, nur fort von hier, diesem schrecklichen Ort. Aber sie waren beide da, und mein Vater war mein König. Er war es, der bestimmte, welchen Grad der Höflichkeit wir befolgten. Und er war es gewesen, der darauf bestanden hatte, dass ich überhaupt ins Kloster kam. Deshalb trat ich vor ihn hin, machte einen Knicks und wartete, bis ich angesprochen wurde.

Mutter ergriff meine Hand. Wie sie sah, was damit los war, weiß ich nicht, denn ich hatte die Hand fest an meine Seite gedrückt, aber irgendwie hatte sie einen Blick auf die Male erhascht, die der Stock hinterlassen hatte.

„Was ist das?“, wollte sie von der Mutter Oberin wissen und hielt ihr meine Hand hin.

Nie hatte ich die Mutter Oberin anders als gefasst gesehen. Jetzt allerdings sah ich, wie sie blass wurde. Binnen eines Augenblicks hatte meine Mutter sich verwandelt – von einem schicklichen, höflichen Gast, wie man es gegenüber der Mutter Oberin erwartete, in ein Instrument latenten Zorns. Wir spürten es alle. Und die Mutter Oberin am meisten.

Sie kam ein wenig ins Stammeln. „Wie ich bereits sagte, Élise ist ein eigensinniges Mädchen und neigt zum Stören.“

„Und deshalb wird sie mit dem Stock geprügelt?“, fragte meine Mutter, und ihr Zorn wallte auf.

Die Mutter Oberin straffte die Schultern. „Wie soll ich denn Eurer Meinung nach sonst für Ordnung sorgen?“

Mutter schnappte sich den Stock. „Ich erwarte, dass Ihr fähig seid, für Ordnung zu sorgen. Glaubt Ihr, dieses Ding macht Euch stark?“ Sie hieb mit dem Stock auf den Tisch. Die Mutter Oberin zuckte zusammen und schluckte, und ihr Blick schoss hin zu meinem Vater, der mit merkwürdiger, undurchschaubarer Miene zusah, als bedürften diese Geschehnisse seiner Beteiligung nicht. „Dann irrt Ihr Euch zutiefst“, fügte Mutter hinzu, „denn er macht Euch schwach.“

Sie stand auf, funkelte die Mutter Oberin an und ließ sie abermals zusammenfahren, als sie mit dem Stock noch einmal auf den Schreibtisch schlug. Dann nahm sie meine Hand. „Komm mit, Élise.“

Wir gingen, und danach wurde ich von Hauslehrern unterrichtet.

Eines wusste ich, als wir aus dem Kloster stürmten und in unsere Kutsche stiegen, in der wir schweigend nach Hause fuhren. Während Mutter und Vater vor Dingen, die ungesagt blieben, fast überquollen, war mir klar, dass Damen sich nicht so benahmen, wie meine Mutter es gerade getan hatte. Gewöhnliche Damen jedenfalls nicht.

Einen weiteren Hinweis darauf erhielt ich ungefähr ein Jahr später auf einer Geburtstagsfeier für eine verwöhnte Tochter aus einem der benachbarten Châteaus. Andere Mädchen meines Alters spielten mit Puppen und platzierten sie um einen Tisch zum Tee; zu einem Tee, der nur für Puppen war, es gab keinen richtigen Tee oder Kuchen, die kleinen Mädchen taten nur so, als gäben sie ihren Puppen Tee und Kuchen, was mir damals schon albern vorkam.

Nicht weit entfernt spielten die Jungen mit Spielzeugsoldaten, und so stand ich auf und gesellte mich zu ihnen. Das entsetzte Schweigen, das die Feier darob überkam, fiel mir gar nicht auf.

Mein Kindermädchen, Ruth mit Namen, zog mich fort. „Du spielst mit Puppen, Élise“, sagte sie mit zwar fester, aber nervöser Stimme, und sie wusste nicht, wo sie hinschauen sollte, während sie unter den scheelen Blicken der anderen Kindermädchen schier zu schrumpfen schien. Ich tat, wie mir geheißen, hockte mich hin und heuchelte Interesse an dem vorgetäuschten Tee und Kuchen, und nachdem die peinliche Störung vorüber war, hielt auf dem Rasen der Normalzustand wieder Einzug: Die Jungen spielten mit Soldaten, die Mädchen mit Puppen, die Kindermädchen behielten uns alle im Auge, und etwas abseits schnatterten die Mütter, hochwohlgeborene Damen, die auf schmiedeeisernen Gartenstühlen saßen und tratschten.

Ich schaute hinüber zu den Klatschtanten und betrachtete sie mit den Augen meiner Mutter. Ich sah meinen eigenen Weg vom Mädchen, das im Grase saß, zur tratschenden Dame, und in einem plötzlichen Ansturm absoluter Gewissheit wurde mir klar, dass ich das nicht wollte. Ich wollte nicht so sein wie diese Mütter. Ich wollte so sein wie meine eigene Mutter, die sich entschuldigt und ein gutes Stück entfernt hatte, wo sie nun am Wasser stand, ganz allein, ihre Individualität für alle offenbar.

III.

Ich hatte eine Nachricht von Mr Weatherall erhalten. Auf Englisch schreibt er mir, dass er Mutter zu sehen wünsche, und er bittet mich, um Mitternacht in der Bibliothek auf ihn zu warten und ihn zu ihr zu führen. Und er beschwört mich, meinem Vater nichts zu sagen.

Ein weiteres Geheimnis, das ich wahren muss. Manchmal komme ich mir vor wie eines dieser armen Geschöpfe, die wir in Paris sehen, ebenso gebeugt von der Last der Erwartungen, die mir aufgezwungen werden.

Und dabei bin ich doch erst zehn Jahre alt.

11. April 1778

I.

Um Mitternacht zog ich ein Kleid über, nahm eine Kerze und schlich mich hinunter in die Bibliothek, wo ich auf Mr Weatherall wartete.

Er hatte sich Zutritt ins Château verschafft, bewegte sich wie ein Phantom, ohne die Hunde aufzuscheuchen, und nachdem er die Bibliothek so leise betreten hatte, dass ich kaum hörte, wie die Tür sich öffnete und schloss, durchquerte er den Raum mit wenigen Schritten, riss sich die Perücke vom Kopf – das dreimal verfluchte Ding, das er so hasste – und packte mich bei den Schultern.

„Es heißt, sie werde rasch schwächer“, sagte er. Er musste sich einreden, es sei nur ein Gerücht.

„Sie wird rasch schwächer“, erwiderte ich und senkte den Blick.

Er schloss die Augen, und obgleich er nicht alt war – Mitte vierzig, ein wenig älter als Mutter und Vater –, zeichneten sich die Jahre in seinem Gesicht ab.

„Mr Weatherall und ich standen einander sehr nahe“, hatte Mutter zuvor gesagt. Dabei hatte sie gelächelt. Und ich glaube, sie wurde sogar rot.

II.

Es war ein eisig kalter Tag im Februar, als ich Mr Weatherall kennenlernte. Jener Winter war der erste wirklich harsche Winter, aber

während in Paris die Seine über die Ufer trat und zufror und die Armen auf den Straßen starben, lagen die Dinge in Versailles ganz anders. Wenn wir aufwachten, hatte die Dienerschaft bereits Feuer gemacht, das in den Kaminen loderte, und wir aßen unser dampfendes Frühstück. Zum Schutz vor der Kälte hüllten wir uns in Felle, und Muffe hielten unsere Hände warm, wenn wir am Vor- und Nachmittag unsere Spaziergänge unternahmen.

An jenem Tag schien die Sonne, auch wenn sie gegen die bis ins Mark kriechende Kälte nichts auszurichten vermochte. Eine Eiskruste versah die dicke Schneedecke mit hübschem Glanz, und sie war so fest, dass Scratch, unser irischer Wolfshund, darauf laufen konnte, ohne mit den Pfoten darin zu versinken. Er hatte ein paar zaudernde Schritte gemacht, und als ihm sein Glück dann gewahr wurde, hatte er munter gebellt und war vorausgejagt, während Mutter und ich über das Anwesen gingen und Kurs auf die Bäume am Südrand des Rasens nahmen.

Ich hielt ihre Hand und schaute beim Gehen über die Schulter. In der Ferne schimmerte unser Château im Widerschein von Sonne und Schnee, die Fenster blitzten, und als wir dann aus dem Sonnenschein in den Schatten der Bäume traten, wurde es auf einmal unendlich, wie mit Bleistift schattiert. Wir waren weiter gegangen als sonst, wurde mir bewusst, und befanden uns nicht mehr im Schutz des Châteaus.

„Erschrick nicht, wenn du einen Herrn im Halbdunkel siehst“, sagte Mutter und beugte sich ein wenig zu mir herab. Ihre Stimme war leise, und ich umklammerte ihre Hand etwas fester ob der bloßen Vorstellung, plötzlich einem Fremden gegenüberzustehen, aber sie lachte. „Wir sind nicht zufällig hier.“

Ich war zu der Zeit sechs Jahre alt und hatte keine Ahnung, dass es „Folgen“ haben könnte, wenn eine Dame sich unter solchen Umständen mit einem Mann traf. In meinen Augen traf sich meine Mutter eben einfach nur mit einem Mann, und es bedeutete nicht mehr, als wenn sie mit Emanuel, unserem Gärtner, sprach oder zum Zeitvertreib mit Jean, unserem Kutscher, plauderte.

Frost verleiht der Welt Stille. Zwischen den Bäumen war es noch leiser als auf dem zugeschneiten Rasen, und wir wurden Teil einer vollkommenen Ruhe, als wir auf einem schmalen Pfad tiefer in den Wald vordrangen.

„Mr Weatherall spielt gern“, sagte meine Mutter, die Stimme aus Ehrfurcht vor all der Friedlichkeit gesenkt. „Vielleicht will er uns überraschen, und man sollte stets auf der Hut sein vor etwaigen Überraschungen. Wir beobachten unsere Umgebung und richten unsere Erwartungen danach aus. Siehst du Spuren?“

Der Schnee ringsum war unberührt. „Nein, Mama.“

„Gut. Dann sind wir innerhalb unseres Radius sicher. Also, wo könnte sich ein Mensch unter solchen Bedingungen verstecken?“

„Hinter einem Baum?“

„Gut, gut – aber was ist hiermit?“ Sie wies nach oben, und ich reckte den Hals, um ins Dickicht der Äste hinaufzuschauen, auf denen das Eis blinkte wie in Scherben gegangener Sonnenschein.

„Behalte stets alles im Auge.“ Mutter lächelte. „Benutze deine Augen zum Sehen, ohne den Kopf zu neigen, wenn es möglich ist. Zeige anderen nicht, worauf deine Aufmerksamkeit sich richtet. Im Leben wirst du Gegner haben, und diese Gegner werden in deinem Verhalten nach Hinweisen auf deine Absichten suchen. Wahre deinen Vorteil, indem du sie im Unklaren lässt.“

„Versteckt sich unser Besucher auf einem Baum, Mama?“, fragte ich.

Sie lachte leise. „Nein. Ich habe ihn nämlich schon entdeckt. Siehst du ihn auch, Élise?“

Wir waren stehen geblieben. Ich blickte in Richtung der Bäume vor uns. „Nein, Mama.“

„Zeigt Euch, Freddie“, rief Mutter, und tatsächlich trat ein paar Meter vor uns ein graubärtiger Mann hinter einem Baum hervor, zog schwungvoll seinen Dreispitz vom Kopf und vollführte eine übertriebene Verbeugung.

Die Männer aus Versailles waren von einer bestimmten Art. Sie schauten von oben herab auf jeden, der nicht so war wie sie. Sie tru-

gen das, wie ich es nannte, „Versailles-Lächeln“ zur Schau, das auf halbem Wege zwischen amüsiert und gelangweilt lag, als hätten sie in einer Tour einen jener geistreichen Scherze auf den Lippen, aufgrund derer scheinbar sämtliche Männer bei Hofe beurteilt wurden.

Dieser Mann war kein Mann aus Versailles, das zeigte allein schon sein Bart. Und obwohl er lächelte, war es kein Versailles-Lächeln – stattdessen war es sanft, wenn auch ernst, und sein Gesicht war das eines Mannes, der überlegte, bevor er sprach, und seinen Worten Gewicht verlieh.

„Ihr werft einen Schatten, Freddie.“ Mutter lächelte, als er näher trat, leicht ihre Hand ergriff, die sie ihm darbot, und formvollendet den Handkuss andeutete, bevor er mit mir ebenso verfuhr und sich abermals verbeugte.

„Mein Schatten?“, erwiderte er, und seine Stimme klang warm und rau, aber unkultiviert, die Stimme eines Seemanns oder Soldaten. „Ach, dreimal verfluchter Mist, ich werde wohl nachlässig.“

„Das will ich doch nicht hoffen, Freddie“, lachte Mutter. „Élise, darf ich vorstellen? Mr Weatherall aus England. Einer meiner Berater. Freddie, das ist Élise.“

Ein Berater? Wie die Krähen? Nein, er ähnelte ihnen in keiner Weise.

„Ich bin bezaubert, Mademoiselle“, krächzte er, und sein englischer Akzent verstümmelte das Wort „Mademoiselle“ auf eine Weise, die ich fast gegen meinen Willen charmant fand.

Mutter musterte mich mit ernster Miene. „Mr Weatherall ist unser Vertrauter und Beschützer, Élise. Ein Mann, an den du dich immer wenden kannst, wenn du Hilfe brauchst.“

Ich sah sie an und war ein bisschen erschrocken. „Aber was ist mit Vater?“

„Vater liebt uns beide von Herzen und würde mit Freuden sein Leben für uns geben, aber Männer, die so wichtig sind wie dein Vater, sollten nicht mit häuslichen Angelegenheiten belastigt werden. Zu diesem Zweck haben wir Mr Weatherall, Élise. Damit dein Vater sich keine Sorgen um die Angelegenheiten zu machen braucht,

die seine Frauen betreffen.“ Ein noch bedeutungsvollerer Ausdruck trat in ihre Augen. „Dein Vater braucht sich keine Sorgen zu machen, Élise, verstehst du das?“

„Ja, Mama.“

Mr Weatherall nickte. „Ich stehe Euch ganz zu Diensten, Mademoiselle“, sagte er zu mir.

Ich knickste. „Danke, Monsieur.“

Scratch war zu uns gekommen und begrüßte Mr Weatherall aufgeregt. Sie beiden waren offensichtlich alte Freunde.

„Können wir reden, Julie?“, fragte der Beschützer, setzte seinen Dreispitz wieder auf und deutete mit einer Geste an, dass er ein paar Schritte mit ihr gehen wolle.

Ich blieb ein wenig hinter den beiden zurück und schnappte nur kurze Auszüge und zusammenhanglose Fetzen ihrer leisen Unterhaltung auf. Ich vernahm die Worte „Großmeister“ und „König“, aber das waren nur Begriffe jener Art, wie ich sie hinter den geschlossenen Türen des Châteaus zu hören gewohnt war. Erst in den Jahren danach gewannen sie deutlich an Tragweite.

Und dann geschah es.

Rückblickend kann ich mich an die Abfolge der Ereignisse nicht erinnern. Ich weiß noch, dass ich sah, wie Mutter und Mr Weatherall auf einmal ganz angespannt waren, während sich Scratch das Fell sträubte und er knurrte. Dann wirbelte meine Mutter herum. Ich folgte ihrem Blick, und da sah ich ihn, einen Wolf, links von mir im Unterholz. Es war ein schwarzgrauer Wolf, der vollkommen reglos zwischen den Bäumen stand und mich mit hungrigem Blick musterte.

Aus Mutters Muff kam etwas zum Vorschein, eine silberne Klinge, und mit zwei raschen Schritten war sie bei mir, schnappte mich und setzte mich hinter ihrem Rücken wieder ab, wo ich mich an ihre Röcke klammerte, während sie sich mit vorgestreckter Klinge dem Wolf entgegenstellte.

Auf der anderen Seite des Pfads hielt Mr Weatherall unseren Hund am Nacken fest; Scratch versuchte sich loszureißen und

knurrte. Mit der anderen Hand packte Mr Weatherall den Griff eines Schwerts, das an seiner Hüfte hing.

„Wartet!“, befahl Mutter. Ihre erhobene Hand ließ Mr Weatherall auf der Stelle innehalten. „Ich glaube nicht, dass dieser Wolf angreifen wird.“

„Dessen bin ich mir nicht so sicher, Julie“, warnte Mr Weatherall. „Das ist ein ausgesprochen hungrig aussehender Wolf, mit dem wir es hier zu tun haben.“

Der Wolf starrte meine Mutter an. Sie erwiderte den Blick und sprach zugleich mit uns. „In den Hügeln draußen findet er nichts zu fressen. Es ist pure Verzweiflung, die ihn auf unser Anwesen getrieben hat. Aber ich glaube, dieser Wolf weiß, dass er sich uns zum Feind macht, wenn er uns angreift. Und er weiß auch, dass es besser für ihn wäre, sich angesichts unserer unerbittlichen Stärke zurückzuziehen und sein Glück anderswo zu versuchen.“

Er lachte kurz auf. „Warum wittere ich hier ein Gleichnis?“

„Weil“, erwiderte Mutter lächelnd, „das hier ein Gleichnis ist, Freddie.“

Der Wolf starrte noch ein paar Sekunden lang herüber, ohne Mutter aus den Augen zu lassen, bis er schließlich den Kopf senkte, kehrtmachte und langsam davontrottete. Wir sahen, wie er zwischen den Bäumen verschwand, Meine Mutter entspannte sich und verstaute die Klinge wieder in ihrem Muff. Ich schaute zu Mr Weatherall, der seinen Mantel wieder zugeknöpft hatte; von seinem Schwert war nichts mehr zu sehen.

Und ich war dem Moment, in dem der Groschen fallen sollte, einen Schritt näher.

III.

Ich führte Mr Weatherall zu Mutters Zimmer. Er bat mich, ihn mit ihr allein zu lassen, und versicherte mir, dass er selbst hinausfinden werde. Neugierig spähte ich durch das Schlüsselloch und sah, wie er sich neben sie setzte, nach ihrer Hand fasste und den Kopf neigte. Augenblicke später glaubte ich zu hören, wie er weinte.